

Kimberley Wilkins

Das Sternenhaus

Roman

Aus dem Englischen von
Susanne Goga-Klinkenberg

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Ember Island« bei Hachette Australia, an imprint of
Hachette Australia Pty Limited, Sydney.

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels
»Das Sternenhaus« an: frauen@droemer-knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe März 2016
Knaur Taschenbuch
© 2013 Kimberley Freeman
© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag.
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Sabine Thiele
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Trevillion Images / © Joanna Jankowska;
FinePic® München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51673-7

2 4 5 3 1

*Für Meg Vann, von einem großen
Mädchen fürs andere*

Prolog

15. Mai 1892

*M*ein Geist ist voller Amseln! Ich habe heute Nachmittag etwas gehört ... Ich kann es kaum glauben. Ich will es nicht glauben. Wie schwer dieses Wissen wiegt. Soll ich es Papa sagen? Ich kann nicht begreifen, was sie getan hat, was sie noch tun will. Doch wenn Papa Bescheid weiß, schickt er sie weg, und ich habe sie doch so gern.

Und Papa auch, da bin ich mir fast sicher.

Eins

Eine Sommerhochzeit

1891

Die Sonne segnete Tilly Kirklands Hochzeit. Nur die glücklichsten Bräute heirateten im Juni, und Tilly konnte nicht fassen, welches Glück sie gehabt hatte. Obwohl ihre weißen Satinschuhe drückten, das Korsett unter der Robe aus Seide und Organza ihr den Atem nahm und sie den ganzen Tag so angestrengt gelächelt hatte, dass ihre Gesichtsmuskeln schmerzten, betrachtete sie sich als glücklichste Frau auf Erden. Jasper war genau im richtigen Moment gekommen, und nach der eiligen Brautwerbung war sie nun verheiratet und auf dem Weg in ein neues Leben.

Der Garten von Großvaters Haus in Dorset war üppig und grün, die Blumen leuchteten im sanften Sonnenschein. Zwei lange Tafeln waren mit Essen beladen, und die Gäste schlenderten fröhlich umher, plauderten und lachten. Die warme Luft fuhr ihr durchs Haar und kühlte den Schweiß auf der Kopfhaut. Der süß duftende Kranz aus Orangenblüten konnte ihre wilden roten Locken nicht zähmen, und sie musste sich ständig Haarsträhnen aus dem Mund zupfen. Eine entfernte, sehr alte Tante berichtete in qualvollen Einzelheiten, wie ihr betagter Hund kürzlich erkrankt und gestorben war. Tilly war erleichtert, dass sie endlich einmal mitfühlend die Stirn runzeln konnte, statt dauernd zu lächeln, aber die Geschichte war sehr lang, und im Geplapper, das sie umgab, konnte sie die leise Stimme der älteren Frau nicht immer verstehen.

Tilly riskierte einen Seitenblick. Wo war Jasper? Wo war

ihr Ehemann? Bei dem Gedanken daran wurde sie ein bisschen rot. Jasper mit seinem eleganten Gehrock und der grauen Kaschmirhose. Immer gut gekleidet, attraktiv, mit einem gewissen Schwung, der anderen Männern fehlte. Sie widmete sich kurz ihrer Tante, bevor sie wieder einen verstohlenen Blick in den Garten warf.

Da war er. Die Sonne schimmerte auf seinem goldbraunen Haar und den sorgfältig gestutzten Koteletten. Sein Körper war geschmeidig und aufrecht, und er schien sich stolz über die wimmelnde Hochzeitsgesellschaft zu erheben. Sein Blick streifte die Versammelten bis zu ihr. In diesem Augenblick bemerkte Tilly etwas, das ein misstrauisches Kribbeln in ihrem Magen hervorrief. Las sie Mitleid in seiner Miene? Oder gar Verachtung?

Doch dann lächelte er, und sie tat es ihm vorsichtig gleich. Hoffnungsvoll. Sie redete sich ein, sie sei müde und bilde sich Dinge ein. Er war derselbe Jasper, den sie immer gekannt hatte. Der Schatten verschwand wie eine Wolke, die über die Sonne zieht.

Ein Scheppern riss sie aus ihren Gedanken. Hinter ihr erhoben sich entsetzte Stimmen, Jaspers Gesichtsausdruck war vergessen.

»Tilly! Tilly!«

Großvater lag im Gras. Ein heißer Stich drang in ihr Herz. Im Fallen hatte er Teller und Tassen mit sich gerissen, und die besorgten Gäste stürzten auf ihn zu. Die Zeit verlangsamte sich. Er sah blass und alt aus. Seit wann war er so bleich und greisenhaft?

Dann war sie bei ihm, forderte die Gäste auf, ihm Luft zum Atmen zu lassen, und schickte ihren Cousin Godfrey ins Dorf, um den Arzt zu holen.

»Großvater, kannst du mich hören?«

Seine Augenlider zuckten, und seine rechte Hand zitterte, als wollte er sie bewegen.

»Nein, bleib ganz still liegen. Entspann dich. Ganz ruhig. Der Arzt ist gleich da.« Sie strich ihm sanft über die Stirn. »Werde gesund, Großvater, werde gesund«, sagte sie leise. Doch sie spürte schon, wie das Schiff davonsegelte, mitgerissen von einer gewaltigen Flut, die sie weder messen noch beherrschen konnte. Sie umklammerte Großvaters Hand und wartete.

Zwei

Der kaputte Kamin

2012

Ich kann dich kaum verstehen, Nina. Die Verbindung bricht dauernd ab.«

Ich stellte mich in die äußerste Ecke der Veranda und beugte mich so weit wie möglich vor. Die frische Meerluft vermischte sich mit dem weniger angenehmen Geruch des Tangs. Ein Windstoß von der Bucht drang unter meine Bluse und kühlte den Schweiß auf meinen Rippen. Hier oben am Steilhang hatte ich freien Blick auf das blassblaue Festland in der Ferne, den Ort, dem ich ein Handysignal entlocken wollte. »Ich habe gefragt, ob du schon den Handwerker angerufen hast?«

Doch meine Mutter war nicht mehr in der Leitung. Ich warf einen Blick aufs Display, das *Nur Notruf* anzeigte, und steckte es wieder in die Tasche.

Kein Handyempfang. Niemand konnte mich anrufen. Die Knoten in meinem Rücken lösten sich.

Ich ging wieder hinein. Früher hatte es Starwater House geheißen, obwohl ich nicht wusste, ob der Name offiziell gewesen oder der Phantasie meiner Urgroßmutter entsprungen war. Eleanor Holt war für ihre romantischen Vorstellungen bekannt. Ich warf das Handy aufs Sofa und trat neben den Kamin, wobei ich an der feuchten Tapete zupfte. Starwater hatte zwei Jahre lang als Bürogebäude einer Walbeobachtungsfirma gedient. Einer Firma, die immer zu spät oder zu wenig zahlte, die jetzt Pleite gemacht hatte, ohne offizielle Kündigung verschwunden war und mir, ihrer Vermieterin, Tausende Dollar schuldete.

Es war nicht das verlorene Geld, über das ich mich ärgerte. Schlimmer war, dass niemand die Sturmschäden gemeldet hatte. Der Oktober war der Höhepunkt der Sturmsaison in der Moreton Bay, und letzte Woche hatte es so gestürmt, dass die Nachrichten in Sydney darüber berichtet hatten. Ich hatte Aufnahmen vom Festland gesehen: Bäume hatten Autodächer zerschlagen, Stromleitungen unterbrochen, Wassermassen ergossen sich durch die Straßen der Vorstädte. Und ich hatte noch gestaunt, dass sich Starwater so gut hielt. Es war 1868 erbaut worden, und während ich viel Geld darauf verwendet hatte, es instand zu halten, war es durch die Lage am Steilhang von Ember Island der Witterung preisgegeben. Am nächsten Morgen hatte ich die Walbeobachter angerufen. Kein Anschluss unter dieser Nummer.

Mum hatte vorgeschlagen, ich solle hinüberfahren. Sie war die treibende Kraft hinter allem, was mit Starwater zu tun hatte, und hatte mich vor sechs Jahren dazu gebracht, das Haus zu kaufen. »Du bist im Augenblick die Einzige von uns, die es sich leisten kann«, hatte sie gesagt. Einer der wenigen Punkte, in denen ich meine beiden älteren Schwestern übertrumpfte. Gewöhnlich stachen die Ingenieurin und die Chirurgin die Romanautorin aus. »Es sollte wieder der Familie gehören.«

Der Schaden um den Kamin herum war nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte, als ich bei meiner Ankunft die blaue Plane auf dem Dach gesehen hatte. Der Ast, der das Dach aufgerissen hatte, hing noch schräg am Baum, der mächtige Arm eines Feigenbaums, der vermutlich seit Jahrhunderten hier gestanden hatte, bevor die weißen Männer nach Ember Island gekommen waren und das berüchtigte Hochsicherheitsgefängnis erbaut hatten, das ich aus dem Schulunterricht kannte. Abgesehen von dem großen Wasserfleck auf der Tapete und einem Riss im gemauerten Kamin waren im Hausinneren kaum Schäden entstanden. Wenn der Handwerker in den nächsten Tagen käme, wäre ich bis zum Wochenende wieder in Sydney.

Wenn ich an Sydney dachte, wurde ich traurig und verzweifelt. Ich wollte nicht dorthin zurück. Nicht jetzt, nicht bis ... danach. Doch selbst dann würde ich ihnen irgendwann begegnen, oder? Wir konnten uns nicht aus dem Weg gehen.

Schritte auf der vorderen Veranda rissen mich aus meinen Gedanken. Ich eilte nach draußen, um den Handwerker zu empfangen, dankbar für die Ablenkung.

»Hallo. Wie schön, dass Sie so schnell kommen konnten. Schauen Sie sich doch um.«

Der Handwerker sah mich verwundert an. Er war das, was meine Mutter einen »strammen Burschen« genannt hätte, Mitte dreißig, mit blondem, lockigem Haar, breiten Schultern und gebräunter Haut.

»Ich bin Nina.« Ich führte ihn nach drinnen. »Das Haus gehört mir.«

»Joe«, brachte er schließlich heraus. »Ich habe die Plane angebracht. Hoffentlich war das in Ordnung. Ich wusste, dass keiner hier ist und ... es ist so ein schönes altes Haus.«

»In Ordnung? Das war sehr, sehr nett von Ihnen. Sonst wäre der Wasserschaden viel schlimmer geworden. So ist es nur ein Fleck auf der Tapete und ein Riss im Kamin.«

Wir blieben im Raum stehen.

»Die Wände dürften von selbst trocknen, aber es wird nicht einfach, den Fleck loszuwerden. Der Kamin könnte allerdings weiter oben auch beschädigt sein. Da müsste mal jemand aufs Dach steigen und nachschauen.«

»Könnten Sie das übernehmen? Oder brauche ich dafür einen Dachdecker? Tut mir leid, ich kenne mich mit so etwas nicht aus.«

Joe schaute mich an. »Das sollte machbar sein. Ich habe im Augenblick keinen anderen Auftrag.«

»Das wäre toll. Wie schnell können Sie es erledigen?«

Er neigte den Kopf zur Seite und kratzte sich am Ohr, wobei er den Kamin betrachtete. »Ich ... das kommt auf das Aus-

maß des Schadens an, welches Material ich brauche, wie schnell ich es vom Festland besorgen kann ...« Sein Blick blieb am Mauerwerk hängen. Er trat vor und fuhr mit dem Finger über den gezackten Riss, der genau dem Verlauf der Ziegelsteine folgte. Sein Finger verharrte auf der letzten Mörtellinie, und er drückte leicht dagegen. »Sehen Sie mal.«

Ich stellte mich neben ihn und schaute auf die fragliche Stelle. Zwischen den Ziegelsteinen hatte sich ein Spalt ohne Mörtel aufgetan, in dem einige Blätter Papier steckten.

»Was ist das?«

»Schauen wir doch mal.« Er holte ein Taschenmesser hervor, schob es vorsichtig in den Spalt und zog die Papiere heraus.

Ich erkannte die Handschrift, noch bevor ich die Blätter in der Hand hielt. »Das ist die Schrift meiner Urgroßmutter«, hauchte ich.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe alle ihre Unterlagen gelesen. Dachte ich jedenfalls.« Mein Blick fiel auf die erste Zeile der ersten Seite. »Es ist ein Tagebuch.«

»1891.«

»Da muss sie zwölf gewesen sein.« Zwölf. Vermutlich kindlicher Unsinn. Ich hatte auf etwas Handfesteres gehofft. Die Enttäuschung breitete sich kalt in meinen Adern aus.

»Es ist kein richtiges Tagebuch, es sind nur wenige Seiten«, sagte er.

»Vielleicht wurden sie aus einem Buch herausgerissen. Ich lese sie später.«

»Die Buchstaben sind winzig.«

Ich warf einen Blick auf die erste Zeile. *Papa will eine Gouvernante für mich einstellen.* »Ich bin an ihre Handschrift gewöhnt und kann sie entziffern.«

Joe stocherte zwischen den anderen Ziegeln. »Ich wusste nicht, dass dieses Haus ein Familienerbstück ist.«

»Das ist es auch nicht.« Ich faltete die Seiten und steckte sie in die Gesäßtasche meiner Jeans. »Ich habe es vor einigen Jahren gekauft, um meiner Mutter einen Gefallen zu tun. Sie hatte immer gehofft, dass es eines Tages auf den Markt käme. Meine Urgroßmutter hat hier mit ihrem Vater gewohnt, als er Direktor des Gefängnisses war. Als dieses aufgelöst wurde, haben sie das Haus behalten. Ihr Name war Eleanor Holt. Sie ist eine Legende in unserer Familie.«

Joe klappte das Messer zu und steckte es ein. »Wieso?«

»Sie war eine wilde Nonkonformistin. Hat nie geheiratet, bekam ihren Sohn, meinen Großvater, erst mit achtunddreißig, hat nie verraten, wer der Vater war, und ihn allein aufgezogen. Großvater war immer sehr stolz auf sie. Sie war Mitglied der Sozialistischen Partei und schrieb wütende Briefe über alles und jeden. Sie war sehr beeindruckend.«

Joe lächelte. »Nun werden Sie erfahren, ob sie schon als Kind so beeindruckend war.« Er sah auf die Uhr. »Ich muss gleich meinen Sohn abholen, habe Ihre Frage aber noch nicht beantwortet. Wie lange es dauert, das Dach zu reparieren, meine ich.«

»Nur zu.«

»Ich bin kein Dachdecker und kein Baufachmann, aber ein ganz passabler Handwerker.«

»Oh, tut mir leid. Ich dachte, Sie wären der Bauunternehmer, den meine Mutter angerufen hat.« Vielleicht hatte sie mir das sagen wollen, als das Handysignal abgebrochen war.

»Es ist Zufall, dass wir uns hier getroffen haben.« Er holte einen Schlüsselbund aus der Tasche. »Ich habe früher hier gearbeitet. Für George und Kay.«

»Verstehe.« George und Kay waren die Mieter, die mir Tausende Dollar schuldeten. Ich nahm die Schlüssel entgegen. »Ich nehme an, dass Sie irgendetwas von hier brauchen.«

»Ich habe einen Spind im Büro, darin liegen noch einige Bücher.«

»Gehen Sie nur. Holen Sie alles, was Ihnen gehört.«

Ich blieb im Wohnzimmer, während er sich ins Büro begab. George und Kay hatten hier gewohnt, aber die Möbel gehörten alle mir. Sie stammten vom Vorbesitzer, der keine Lust gehabt hatte, Betten und Sofas per Schiff von der Insel zu schaffen. Ich zog die Blätter aus der Tasche und überflog die ersten Zeilen von Eleanors Tagebuch. Es klang kindlich, aber lebendig. Sie hatte immer geschrieben, wie es schien. Anders als ich. Ich hatte erst spät und zögerlich damit begonnen. Darum fiel es mir auch so schwer, dieses Buch fertigzustellen, den immer näher rückenden Abgabetermin einzuhalten. Ich war einfach nicht die geborene Schriftstellerin.

Joe tauchte mit einem Karton voller Bücher auf. »Vielen Dank. Soll ich trotzdem Ihr Dach reparieren? Es könnte ein bisschen länger dauern als bei einem Profi, aber ich habe keine Angst vor harter Arbeit und ... als George und Kay abgehauen sind, bin ich sozusagen arbeitslos geworden.«

Ich steckte das Tagebuch wieder ein. »Was haben Sie denn für die beiden gemacht?«

»Besichtigungstouren organisiert. Ich bin Meeresbiologe. Das heißt, sobald ich meine Doktorarbeit fertig habe.« Er deutete auf die Bücher in dem Karton, und ich bemerkte, dass es sich um dicke Lehrbücher mit Titeln wie *Die Wanderungsbewegungen der Wale*, *Genetische Ökologie der Wale* und *Die Ektoparasiten der Wale* handelte.

»Wow«, sagte ich. »Keine leichte Lektüre.« Ich war stets eingeschüchtert, wenn ich es mit sehr intelligenten Leuten zu tun hatte. Immerhin hatte ich mein Leben lang im Schatten meiner unglaublich klugen Schwestern gestanden.

»Ist lange her, dass ich einen Roman gelesen habe. Sie sind Romanautorin, nicht wahr? Kay hat es mir erzählt.«

»Ja, stimmt.« Ich schaute ihn an und versuchte, so klar wie möglich zu denken. Er hatte etwas durchaus Anziehendes. Er sah gut aus, aber es war mehr als das. Keine Verstellung, nichts

Künstliches. Nur eine warme, männliche Energie, die so natürlich war wie der Sand am Meer. Wollte ich ihm einen Job geben, um ihn in meiner Nähe zu haben? Damit ich ihn bewundern konnte? Das würde nicht gut enden. Ich hatte mir erst kürzlich geschworen, mit meinem Herzen vorsichtiger umzugehen.

Doch diesem Mann war Starwater so wichtig gewesen, dass er eine Plane auf dem Dach angebracht hatte; er war stark und geschickt und hatte kürzlich seinen Job verloren. »Falls Sie das Geld brauchen, können Sie mein Dach reparieren.«

Seine Schultern entspannten sich kaum merklich, doch es entging mir nicht. »Sie müssen nicht auf der Insel bleiben. Ich kann das erledigen und Ihnen jeden Tag Fotos schicken, damit Sie sehen, dass ich Sie nicht ausnutze.«

»Ich bin mir sicher, dass wir eine Lösung finden.«

Er ging zur Tür und drehte sich noch einmal um, wollte etwas sagen.

»Was ist los?«

Er stellte den Karton auf den zerschrammten Couchtisch aus Mahagoni. »Mir ist nur gerade etwas eingefallen. Mein Boot ist noch im Schuppen.«

Ich sah ihn fragend an.

»Ich habe ein kleines Motorboot, mit dem ich meinen Sohn Julian aufs Festland bringe und wieder abhole. Ich habe es in Ihrem Bootsschuppen untergebracht.«

»Ich habe einen Bootsschuppen?«

»Ja, etwa einen Kilometer hügelabwärts, in der Nähe des Anlegers.«

Ich erinnerte mich vage, dass ich beim Kauf des Hauses so etwas auf den Plänen gesehen hatte.

»Jedenfalls habe ich Ihnen gerade die Schlüssel zurückgegeben, da war auch der für den Schuppen dran.«

Ich hielt ihm den Schlüsselbund hin. »Sie können ihn behalten, solange Sie ihn brauchen. Vermutlich werde ich ihn ohnehin nie benutzen.«

»Vielleicht möchten Sie Ihr Boot darin unterbringen«, sagte er grinsend und löste den Schlüssel vom Ring.

»Ich besitze kein Boot.«

»George und Kay haben ihres hiergelassen. Je nachdem, wie viel Miete sie Ihnen schulden, könnte es durchaus Ihnen gehören.«

»Ich weiß gar nicht, was ich mit einem Boot anfangen soll«, murmelte ich, nahm mir aber vor, meine Freundin Stacy, die Anwältin war, danach zu fragen.

Er griff wieder nach seinem Karton. »Ich fahre morgen aufs Festland, habe eine Besprechung in der Universität. Ich werde mich nach Ersatzteilen umsehen und ein paar Vorschläge machen, wie wir den Schaden beheben können. Was sagen Sie dazu?«

»Das wäre toll.«

»Dürfte ich meinen Jungen mitbringen? Ich bin alleinerziehend. Er ist ein lieber Kerl. Kann sich gut beschäftigen.«

»Er ist willkommen.« Ich platzte beinahe vor Neugier. Alleinerziehend. Witwer oder geschieden? Wie alt war sein Sohn? Wie jung hatte er geheiratet? Ich sprach aus Erfahrung, da ich mit neunzehn eine katastrophale Ehe eingegangen war und immer gern mit Gleichgesinnten sprach. Zum Glück hatten wir keine Kinder. Nicht dass wir es nicht versucht hätten, aber ich konnte aus medizinischen Gründen keine Kinder bekommen. Und dachte, ich hätte mich längst mit dieser Tatsache abgefunden.

Ich winkte Joe zum Abschied und blieb noch eine Weile auf der Veranda stehen, wobei ich über die Insel schaute. Auf den weiten Grasflächen im Süden grasten Ayrshire-Rinder. Im Osten, in Richtung Festland, erstreckte sich ein Mangrovenwald, ein undurchdringlicher Sumpf. Dahinter tobte der Pazifik, brach sich an den Felsen und wich bei Ebbe gelegentlich lange genug zurück, um einen schmalen Sandstrand freizugeben. Die Nachmittagsbrise war frisch und salzig, die

feuchte Hitze des Tages beinahe verfliegen. Auf der ganzen Insel blühten weiße und lila Krokusse, so weit das Auge reichte. Vor über hundert Jahren hatte es hier einen englischen Garten gegeben. Weibliche Gefangene waren vom Direktor gezwungen worden, als Gärtner zu arbeiten. Der Garten selbst war längst verschwunden, doch die Krokusse blühten Jahr um Jahr, als wollten sie an ihre Geschichte erinnern.

Hier gab es keinen Verkehrslärm, und kein klingelndes Telefon mahnte mich, weil ich mit meiner Arbeit in Verzug war. Hier traf ich nicht auf Cameron und seine schwangere Freundin. Hier hörte ich nur den Wind in den Bäumen und den Ozean dort draußen.

Ich ging wieder hinein. Die Wohnzimmermöbel waren alt, aber gemütlich. Der Kühlschrank summte, auf der Mikrowelle blinkte die richtige Uhrzeit. Ich konnte eine Matratze umdrehen und ein Bett frisch beziehen. George und Kay hatten sogar angebrochenes Shampoo und Duschgel im Bad zurückgelassen.

Ich beschloss, einige Tage zu bleiben.

*

Die Nacht zog sanft herauf, das Rosa hinter den Palmen verblasste allmählich zu einem Blaugrau. Ich saß auf den Stufen vor dem Haus und genoss den milden Abend, schaute zu, wie die Sterne erschienen, und dachte darüber nach, wie wenig Zeit ich im Freien verbrachte, wenn ich in Sydney war. Von meiner Wohnung, die ein halbes Vermögen gekostet hatte, konnte man bis zu den honiggelben Türmen der Saint Mary's Cathedral blicken, doch das waren Stadtaussichten, und die Sterne waren blass oder ganz unsichtbar, weil die hellen Lichter von Sydney sie überstrahlten. In glücklicheren Zeiten hatten Cameron und ich abends einen Gin Tonic auf der Terrasse des Penthouses getrunken. Seit der Trennung verbrachte ich

die meiste Zeit in der Wohnung, schloss mich in meinem Büro ein und schrieb oder versuchte es jedenfalls.

Der erste Moskitostich trieb mich ins Haus. Ich schloss das Fliegengitter und schaltete im Wohnzimmer das Licht ein. Ich trat an den Kamin und fuhr mit den Fingern über den Riss. Hier gab es keine Geheimverstecke mehr, keine Papiere mit Eleanors Handschrift.

Ich drehte mich um und schaute durchs Zimmer. Die alten Ziegel waren hinter Putz und Tapete verborgen. Dann fiel mir ein, dass das Büro auch eine unverputzte Ziegelwand besaß. Also schaltete ich dort das Licht ein, ging langsam durch das Zimmer und suchte nach Spalten ohne Mörtel. Meine Finger fuhren die Muster auf der kühlen, rauhen Wand nach. Vergeblich. Selbst wenn ich etwas gefunden hätte, wären es vermutlich nur weitere Seiten von Eleanors Kindertagebuch gewesen. Doch meine Hoffnung war erwacht. Vielleicht würde ich die Papiere finden, von denen ich träumte und die alles für mich verändern würden.

Als mein Großvater vor zehn Jahren starb, war meine Familie in den Besitz von Eleanors Unterlagen gelangt. Eine große, nach Schimmel riechende Kiste voller Briefe und Listen und Geschwafel und Geschichten und Gedichten. Keine Tagebücher, darum wunderte es mich auch, dass sie als Kind eins geführt haben sollte. Damals waren meine Schwestern zu beschäftigt gewesen, um sich die Papiere genauer anzusehen, und meiner Mutter fehlte es an Geduld, um das winzige Tintengekritzel zu entziffern. Ich war damals fünfundzwanzig, erst kürzlich geschieden und zwischen zwei Jobs in einem Obstladen und einer Kindertagesstätte – *wieder einmal*, wie meine Mutter betont hatte –, so dass mir diese Aufgabe zugefallen war. Ich las alles durch. Jede einzelne Seite. Ich hatte Eleanor lieb gewonnen, nachdem ich auf diese Weise Einblick in ihren scharfen Verstand, ihre phantasievollen Formulierungen, ihre Ehrlichkeit und ihren gelegentlich rauhen Humor gewonnen hatte.

Als ich Starwater kaufte, durchsuchte ich das Haus nach weiteren Papieren und fand auf dem Dachboden einen alten Koffer. Auch er enthielt hauptsächlich Gedichte und Kurzgeschichten. Damals hatte ich geglaubt, ich hätte alles gefunden, was sie je geschrieben hatte. An diesem Abend aber fragte ich mich, was sich sonst noch in Ecken und Winkeln, verborgen hinter Modernisierungen, unter Teppichen und Dielenbrettern, befinden mochte. Eleanor hatte hier gelebt, bis sie mit neunundsiebzig gestorben war. Was hatte sie hinterlassen?

Ich sehnte mich geradezu verzweifelt danach, alles zu finden.

Ich ging das Haus Zimmer für Zimmer durch. Starwater war ein weitläufiges, T-förmiges Gebäude: der mittlere Flügel bestand aus Wohnzimmer, Esszimmer und Küche, der Westflügel aus drei Schlafzimmern und einem Bad, der Ostflügel aus den Geschäftsräumen der Walbeobachter. Das ganze Haus war von hölzernen Veranden umgeben, auf denen man an heißen Sommertagen den frischen Wind genießen konnte. Ich betrachtete Rand- und Sockelleisten, hob eine lose Fliese im Badezimmer hoch, spähte unter das Linoleum in der Küche, klopfte an die Schlafzimmerwände und horchte auf Hohlräume. Schließlich gestand ich mir ein, dass ich eigentlich gar nicht wusste, was ich hier tat, und vermutlich auch nichts finden würde. So landete ich wieder im Büro. Ich setzte mich an den größten Schreibtisch. Der Kalender war beim 31. Juli aufgeschlagen. Vielleicht war es George' und Kays letzter Tag im Büro gewesen, bevor sie eilig ihre Sachen gepackt hatten und vor den Schulden geflohen waren. An diesem Tag hätte ich auch mein neues Manuskript abgeben müssen. Ein verpasster Abgabetermin, der mittlerweile zehn Wochen zurücklag. Ich spürte wieder den vertrauten Krampf in den Eingeweiden und musste tief durchatmen. »Es ist eine Schreibhemmung«, hatte Mum gesagt, und Marla und meine Schwestern und Stacy und sogar Cameron, der noch einmal

mit einem Rollkoffer vorbeigekommen war, um seine letzten Sachen aus der Wohnung zu holen, hatten es bestätigt. Doch den Problemen, denen ich mich beim Schreiben gegenüber sah, war mit einem so einfachen Begriff nicht beizukommen.

Ich kehrte in den Ostflügel zurück und suchte mir ein Schlafzimmer aus. Ich glaube, es war das Gästezimmer. Ich wollte nicht dort schlafen, wo George und Kay gelegen hatten, und mich die ganze Zeit über fragen, wie oft sie hier über ihr gescheitertes Unternehmen und die wachsenden Schulden gesprochen hatten. Ich hatte genügend eigene Sorgen, die mich wachhielten.

Drei

Die tiefe Stille

Ich erwachte in tiefer Stille. Es dauerte einen Moment, bis ich wieder wusste, wo ich war. Die einzigen Geräusche waren der ferne Ozean und das Zwitschern der Spatzen in den Bäumen. Ich drehte mich um und schaute auf mein Handy. Das Notrufsignal war verschwunden, ich hatte einen Balken Empfang. Da ich fürchtete, meine Agentin Marla könne mich anrufen, schaltete ich es aus.

Kein Verkehrslärm, keine Jogger, doch nicht das machte den Morgen so still. Nein, ich konnte keine E-Mails abrufen oder ein Gespräch entgegennehmen oder fröhliche Kommentare auf Twitter posten. Ich war unerreichbar. Niemand konnte von mir erwarten, dass ich auf etwas reagierte. So entspannt hatte ich mich seit Jahren nicht gefühlt.

Und dann kam mir die Idee: Ich würde nicht nach Hause fahren, sondern auf der Insel bleiben. Sollte Stacy zu meiner Mutter fahren und meinen Koffer holen. Den Laptop hatte ich dabei, ich konnte also schreiben. Die Welt würde um mich herum verschwinden. Ich wäre allein mit der Geschichte und würde sie irgendwie beenden, bevor der neue Termin in zwei Monaten ablief.

Ich war so aufgeregt und zuversichtlich, dass ich fast aus dem Bett sprang und mein Handy wieder einschaltete. Auf der Veranda verbesserte sich der Empfang auf zwei Balken, und ich wählte Marlas Nummer. Es klingelte, bevor mir klar wurde, dass es erst sechs Uhr morgens war.

»Hallo?«, fragte sie misstrauisch.

»Tut mir furchtbar leid, Marla. Habe ich dich geweckt?«

»Natürlich nicht. Ich bin um fünf Uhr zum Joggen aufgestanden.« Sie war eine durchtrainierte Frau, deren Alter ich

nicht schätzen konnte und die von Kaffee und Salat zu leben schien. »Warum rufst du so früh an? Gibt es gute Neuigkeiten?«

»Ich glaube schon. Ich bin in Starwater, dem ehemaligen Haus meiner Urgroßmutter. Und es ist perfekt, um in Ruhe zu schreiben. Ich weiß, dass ich das Buch hier beenden kann.« Beim letzten Satz geriet meine Entschlossenheit ins Wanken. Hoffentlich merkte sie es nicht.

»Tatsächlich?« Marla klang skeptisch.

»Absolut. Hier kann mich nichts ablenken. Ich bin allein mit dem Laptop.« Sonst nichts. Gar nichts. Ich schluckte.

»Nina, Schätzchen, ich will dich nicht zu sehr unter Druck setzen, aber ich habe den Verleger im Nacken. Viele Entschuldigungen fallen mir nicht mehr ein. Bist du dir diesmal wirklich sicher? Wäre es nicht besser, wenn du in Sydney arbeitest, wo ich dich im Auge behalten und dir für jede Woche ein Ziel setzen kann?«

Und ich Gefahr laufe, ihm wieder zu begegnen? Nein, nein, tausendmal nein. »Es ist das Beste für mich«, sagte ich so selbstsicher wie nur möglich.

Sie antwortete, aber der Empfang war zu schlecht, um alles zu verstehen.

Dann brach die Verbindung ganz ab.

»Verdammt«, fluchte ich und schüttelte das Handy, als würde das helfen. Ich schnappte mir meine Tasche, die hinter der Tür hing. Am Fuß des Hügels hatte ich eine Telefonzelle gesehen.

Es war ein klarer, kühler Morgen. Das Gras war nass vom Tau, und es roch nach Seetang, Kuhmist, schlammigen Feldern und den vanillesüßen Gardenien, die in den Vorgärten blühten. Die ungepflasterte Straße führte bergab, vorbei an Weiden, auf denen Kühe hinter Stacheldraht grasten. Dann folgte das ehemalige Gefängnis, in dem heute Geschäfte untergebracht waren: ein Gemischtwarenladen, der gleichzeitig

als Postamt diente, ein Kunstgewerbeladen, der auch Andenken verkaufte, und ein Café. Alle waren geschlossen. Auf Ember Island lebten nur etwa dreihundert Menschen, die meisten auf Bauernhöfen, so dass die Geschäfte langsam und sporadisch liefen. Um sechs Uhr morgens hatte hier noch nichts geöffnet.

Ich fand die Telefonzelle und warf die Münzen in den Schlitz. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich zuletzt ein Münztelefon benutzt hatte. Ein Relikt aus unschuldigeren Zeiten. Am anderen Ende klingelte es, und Marla hob ab.

»Was ist das für ein Ort, an dem du keinen Handyempfang hast?«

»Eine Insel in der Mitte einer Bucht, auf der ich endlich meine Arbeit schaffe.«

»Nun. Gut. Ich meine ja nur. Ich habe nämlich versucht, dich zu erreichen. Ich hatte ein Angebot für eine Reise nach Singapur, inklusive Spesen, Businessclass. Ein Internationales Symposium über das Mittelalter in Film und Literatur. Sie möchten mit dir über deine Recherchen sprechen.«

Meine Krimis über die Witwe Wayland, eine kluge Hobbydetektivin, spielten in den 1320er Jahren. Zwei davon waren von der BBC verfilmt worden, ich hatte fast zwölf Millionen Bücher verkauft. Eigentlich hätte das alles jemand anderem passieren sollen. Ich war unglaublich dankbar für meinen Erfolg, ich konnte gar nicht ausdrücken, wie sehr. Aber ich hasste es, über meine historischen Recherchen zu sprechen. »Nein, ich bin zu beschäftigt.«

»Es ist nach dem Abgabetermin.«

»Ich will aber nicht.«

»Na schön«, sagte sie geschäftsmäßig wie immer. »Ich werde nett ablehnen. Schick mir doch mal, was du bis jetzt geschrieben hast.«

Meine Kehle war wie zugeschnürt. Die erste Hälfte des Manuskripts, durch die ich irgendwie gestolpert war, las sich

schrecklich. Ich redete mir ein, dass ich es beim Überarbeiten hinbiegen würde, aber jeder, der die Witwe Wayland liebte, würde enttäuscht sein. Ich konnte es Marla erst lesen lassen, wenn ich es gründlich aufpoliert hatte. Ich wickelte die Telefonschnur um meine Finger und räusperte mich. »Ich schicke es dir, sobald ich an meine Mails komme«, versprach ich und wusste jetzt schon, dass ich das Versprechen brechen würde.

Marla war clever und drängte nicht weiter. »Ich erwarte dann in ein paar Wochen etwas von dir«, meinte sie unvermittelt und sachlich. Dann klang ihre Stimme wieder weicher. »Liebes, hat es etwas mit Cameron und Tegan zu tun? Willst du deshalb nicht zurückkommen?«

»Nein, nein, ganz und gar nicht. Du weißt, ich wünsche ihnen alles Gute. Ich will mich nur ganz auf das Buch konzentrieren. Ich hänge so weit hinten, dass es mir ...« *Dass es mir vorkommt, als würde ich es niemals schaffen.* Doch es wäre unklug, meiner Agentin so etwas zu sagen. »Dass ich das hier brauche, um gute Arbeit zu leisten.« Ich lehnte den Rücken an die Glasscheibe und sah mich um, betrachtete die Geschäfte und das gelbe Gras und den blassen Morgenhimmel.

»Na gut. Du weißt das selbst am besten, Liebes. Pass auf dich auf.«

Ich hängte ein und blieb eine Weile dort stehen. Cameron und Tegan. Ich sprach ihren Namen laut aus. »Tegan.« Ja, es tat immer noch weh.

Tegan, die zwei Stockwerke unter uns wohnte. Die bei unseren Dinnerpartys gewesen war. Ein hübsches Gesicht, jung, braungebrannt und tadellos geföhnt. Ganz anders als ich mit meinem mausbraunen Haar, den Unmengen von Sommersprossen, die von einer Kindheit in Queensland zeugten, und den Falten auf der Stirn, weil ich seit Jahren viel zu ernst war. Dennoch mochte ich Tegan. Da ihr reicher Vater die Wohnung gekauft und sie nie im Leben richtig gearbeitet gehabt hatte, besaß sie etwas Sanftes, Mädchenhaftes, das mir gefiel.

Ich würde gerne sagen, dass Cameron und ich sechs schöne Jahre miteinander gehabt hatten, doch das stimmte nicht. Wir hatten ein gutes Jahr gehabt und ein hoffnungsvolles, gefolgt von vier qualvollen Jahren, in denen er versuchte, mich von einer künstlichen Befruchtung, Adoption oder Leihmutterchaft zu überzeugen, solange es ihn nur zum Vater machte. Während meiner ersten Ehe war meine Unfruchtbarkeit diagnostiziert und nie wieder erwähnt worden. Ich gab den Gedanken an Babys mit dicken Ärmchen auf und nahm mir stattdessen vor, mehr zu reisen oder mir irgendwann ein paar große Hunde zu kaufen. Als ich Cameron kennenlernte, plagten mich keine Phantasien von Geisterkindern, die wir nie haben würden, wohl aber das Gefühl, dass etwas mit meinem Körper nicht stimmte, dass er einfach nicht gut genug für ihn war.

Ich betrachtete mich in der Fensterscheibe des Cafés gegenüber. Keine Kurven. Kleine, feste Brüste und Hüften, die toll in engen Jeans aussahen. Ich hatte nichts Weibliches, was mich früher nie gestört hatte. Doch die Jahre mit Cameron hatten mich zutiefst verunsichert. Meine Weigerung, »alle Möglichkeiten auszuloten«, wie er zu sagen pflegte, hatte mich irgendwann überfordert. Ich beendete die Beziehung, um seinetwillen, wie ich mir einredete. So konnte er jemand anders finden. Aber es war schwierig. Cameron war Schriftsteller wie ich, wir hatten denselben Verlag und liefen uns gelegentlich über den Weg. Dann plauderten wir leichthin, während unter der Oberfläche dunkle, unausgesprochene Gefühle lauerten. Das Schreiben schien ihn nach unserer Trennung zu trösten, denn er veröffentlichte innerhalb weniger Monate gleich zwei Gedichtbände. Ich hingegen war blockiert, konnte mich nicht konzentrieren, lebte in Angst und schrecklichem Stillstand.

Und dann, zehn Monate nach der Trennung, trat ich aus dem Café im Erdgeschoss meines Appartementhauses – Kaf-

fee um zehn: ein Ritual, ein täglicher Ausflug, um der Wohnung zu entkommen –, als sich die Aufzugtüren öffneten und Cameron und Tegan händchenhaltend vor mir standen. Ihr Bauch wölbte sich sanft unter dem seidigen Stoff ihrer Designer-Umstandsbluse.

»Nina«, hatte Cameron überrascht gesagt. Peinlich berührt.

Tegan hingegen lächelte lieb und mitfühlend. »Nina, ich wollte mich schon lange bei dir melden.«

In diesem Augenblick musste ich entscheiden, ob ich meinen mageren, unfruchtbaren Körper neben ihre üppigen Rundungen in den Aufzug zwängen wollte. Doch ich konnte es nicht. Ich konnte keine fünfzehn Stockwerke in tiefem Schweigen mit ihnen nach oben fahren. Also drehte ich mich um und lief weg.

Vier Tage später war ich auf Ember Island angekommen.

*

Ich musste meine Arbeit endlich wieder ernst nehmen. Durch einen Nebel aus Reue und Verzweiflung hindurch konnte ich nicht schreiben. Ich hatte mir einen Schreibtisch im Büro ausgesucht. Es gab zwei zur Auswahl: mit Blick auf die Gartenbeete und die Baumwipfel oder auf Insel und Meer. Ich probierte beide aus und entschied, dass mich die Bäume weniger ablenkten. Ich stöpselte den Laptop ein, fuhr ihn hoch und kochte mir währenddessen einen Tee. Diesmal, diesmal würde ich schreiben. Ich würde es schaffen.

Ich setzte mich hin, öffnete die Datei und warf einen Blick darauf. Schwarz auf weiß, genau wie alle anderen Bücher. Dieses hier war nicht anders. Es würde klappen. Ich konnte die leere Stelle ignorieren, an der sich eigentlich mein Selbstbewusstsein befinden sollte. Der Cursor blinkte. Ich legte die Hände auf die Tasten und schrieb: *Eleanor untersuchte die Fingernägel des Toten.*

Eleanor war der Vorname der Witwe Wayland, ich hatte sie nach meiner Urgroßmutter benannt. Sie hatte eine Leiche gefunden. Die Witwe Wayland fand häufig Leichen, oft durch Glück oder Zufall; ein Wunder, dass noch niemand sie für die Täterin gehalten hatte. In dieser Geschichte entdeckte die Witwe anhand des Schmutzes unter den Fingernägeln des Toten, auf welchem Bauernhof er sich herumgetrieben hatte, bevor man ihn mit einem stumpfen Gegenstand erschlagen hatte. Die Geschichte drehte sich um einen Gemeindepriester, der eine heiße Liebesaffäre mit einer verheirateten Frau aus dem Dorf unterhielt. Das war der klassische Witwe-Wayland-Stoff: Leidenschaft, Mord, korrupte Geistliche und durchtriebene Frauen. Es würde funktionieren, es musste funktionieren.

Ich hielt inne, unsicher, was ich als Nächstes schreiben sollte. Ich trank meinen Tee aus. Schaute aus dem Fenster. Mir fiel ein, dass ich Stacy noch keine Nachricht geschickt hatte. Mein Handy zeigte einen Balken Empfang an. Ich schrieb rasch eine SMS. Sie ließ sich nicht abschicken. Ich versuchte es noch einmal. Und noch einmal. Wartete fünf Minuten. Versuchte es erneut. Kochte noch einmal Tee. Versuchte es wieder. Diesmal ging es. Mein Handy teilte mir mit, dass ich eine Sprachnachricht hatte. Also hörte ich die Mailbox ab. Eine sanfte Frauenstimme.

»Hallo, Nina, hier ist Elizabeth Parrish vom *Sydney Morning Herald*. Ich wollte Sie nur etwas fragen. Könnten Sie mich bitte zurückrufen?«

Das war die Journalistin, die Cameron vergangenes Jahr interviewt hatte. Ich konnte mich an ihren Namen erinnern, weil der Artikel wenig schmeichelhaft für mich und umso vorteilhafter für ihn gewesen war. Sie hatte ihn allen Ernstes gefragt, weshalb ein seriöser, mit mehreren Preisen ausgezeichnete Dichter eine Beziehung zu einer kommerziellen Vielschreiberin wie mir unterhielt. Nun, vielleicht hatte sie es

nicht so deutlich gesagt, doch die Verachtung war deutlich herauszuhören. Cameron hatte behauptet, ich sei zu empfindlich; sein eigenes Ego war so auf Hochglanz poliert, dass es ihn blendete.

Wollte sie jetzt auch noch mich interviewen? Ich löschte die Nachricht. Selbst unter günstigsten Bedingungen sprach ich ungern mit Journalisten.

Jetzt war ich abgelenkt. Wo war ich stehengeblieben? Hatte es überhaupt einen Sinn? Gleich würde sich Stacy bei mir melden und mich wieder aus dem Schreibfluss reißen. Also las ich Teile dessen, was ich bereits geschrieben hatte, und verzweifelte fast daran. Vielleicht war ich auch nur wütend auf Elizabeth Parrish gewesen, weil sie die Wahrheit erkannt hatte: Ich war keine Künstlerin. Doch das hatte ich immer gewusst.

Ich konnte nicht einfach hier sitzen und mich schrecklich fühlen. Ich brauchte Brot, Milch und etwas fürs Mittagessen, also schloss ich das Haus ab und ging den Berg hinunter zum Einkaufen.

Ich hörte die üblichen Stimmen in meinem Kopf. *Du kannst es nicht. Du solltest den Vorschuss zurückzahlen und aus dem Vertrag aussteigen. Du kannst es nicht, warum tust du so, als könntest du es?* Tief durchatmen, Entschlossenheit zeigen. Die Frau hinter der Theke anlächeln, einen Korb nehmen und Eier, Brot, Käse, eine Tomate und alles andere hineinlegen, das man für eine einfache Mahlzeit benötigt.

»Hallo, meine Liebe«, sagte die Frau und wischte ihre abgearbeiteten Hände an der blauen Schürze ab. Sie betrachtete meine Einkäufe, die sich auf der Theke stapelten. »Sind Sie für ein paar Tage vom Festland gekommen?«

»Mir gehört Starwater House. Ich glaube, ich werde einige Monate hierbleiben.« Ich holte tief Luft. »Ich heiße Nina Jones.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen.« Sie hatte einen festen Händedruck. »Donna Franks.«

Gott sei Dank. *Gott* sei Dank. Sie kannte meinen Namen nicht; sie würde mich nicht nach meinen Büchern fragen und wann der nächste Roman erschiene. Sie kassierte meine Einkäufe und packte sie für mich in Tüten. »Die meisten Leute kaufen einmal in der Woche auf dem Festland ein. Ich habe leider nur die Grundnahrungsmittel.«

»Danke, ich werde es mir merken.« Doch ich war entschlossen, keinen Fuß von dieser Insel zu setzen, bevor das Buch fertig war. Wenn ich von Käsetoast und Spaghetti-Omelette leben musste, dann war es eben so.

Zu Hause räumte ich die Sachen von George und Kay aus den Schränken und verstaute meine Lebensmittel. Sie hatten Geschirr und Besteck dagelassen, und ich ordnete alles, so dass die Gabeln in die gleiche Richtung zeigten. Es war kurz vor Mittag, also hatte es wenig Sinn, noch einmal mit dem Schreiben zu beginnen. Ich machte mir ein Sandwich und aß es draußen auf den Stufen, wobei ich die Palmen betrachtete, die sich im Wind wiegten.

Ich wusste, dass ich die Arbeit aufschob, und mein Magen zog sich zusammen. Entschlossen stellte ich den Teller ins Spülbecken und kehrte an den Schreibtisch zurück. Doch nun hatte Stacy sich mit einigen Fragen gemeldet, und wir schickten eine Stunde lang Nachrichten hin und her, beeinträchtigt von dem schlechten Empfang.

Schließlich wandte ich mich wieder meiner Arbeit zu. Seufzte. Klappte den Laptop zu. Freitag war ein schlechter Tag, um gute Vorsätze zu verwirklichen. Morgen früh würde Stacy kommen, und ich musste das Haus in Ordnung bringen. Also am Montag. Am Montag wäre alles anders. Ich spürte, wie mir eine Last von den Schultern glitt. Ich konnte wieder atmen.

Fürs Erste musste ich mich einleben. George und Kay hatten das Haus sauber gehalten, so dass ich weder Schränke auswischen noch Spinnweben entfernen musste. Ich verlegte

mich darauf, die Möbel umzuräumen. Ich war gerade dabei, meinen Schreibtisch vom Fenster wegzudrehen, als es an der Tür klopfte.

Ich machte neugierig auf. Da stand Joe mit einem dünnen, dunkeläugigen Jungen.

»Joe? Ist es schon so spät?« Hatte ich wirklich den ganzen Tag damit zugebracht, die Arbeit aufzuschieben und Möbel zu rücken? Konnte man so leicht das Zeitgefühl verlieren?

»Tut mir leid, ich kann ein anderes Mal wiederkommen, wenn es nicht passt. Aber ich habe meine Leiter noch hier. Und die Kettensäge meines Vaters.« Er deutete auf die Ausrüstung, die in der Auffahrt lag.

»Nein, nein, ist schon recht.« Ich lächelte den Jungen an.
»Du musst Julian sein. Ich bin Nina.«

»Freut mich sehr.«

»Möchtest du etwas essen und trinken? Ich habe Milch und Kekse da.«

Julian schaute seinen Vater fragend an, worauf Joe nickte.

»Ja, bitte, Nina.«

»Tolle Manieren«, meinte ich zu Joe.

»Er ist ein lieber Junge.«

»Setz dich auf die Veranda, dann hole ich dir etwas«, sagte ich zu Julian. »Dann kannst du deinem Dad bei der Arbeit zusehen.«

Der Junge setzte sich auf die Stufen, und ich ging hinein, goss ihm ein Glas Milch ein und holte eine Packung Kekse. Er sah seinem Vater, der blond war und blaue Augen hatte, überhaupt nicht ähnlich. Obwohl ich mit Kindern gearbeitet hatte, konnte ich nicht sehr gut mit ihnen umgehen. Ich wurde schnell verlegen; sicher merkten sie, dass ich langweilig war oder nicht richtig mit ihnen kommunizieren konnte. Ich brachte ihm alles hinaus und ließ die beiden allein.

Ich widmete mich wieder den Möbeln, hatte aber irgendwie den Spaß daran verloren. Also setzte ich mich aufs Sofa und

hörte, wie Joe auf dem Dach herumlief. Dann wurde die Ketensäge eingeschaltet, und vom Feigenbaum fielen Äste auf den Boden. Nach etwa einer Stunde stand er wieder vor der Tür.

»Klopf, klopf.«

Sein Geruch traf mich wie ein Schlag. Seife, Waschmittel und etwas Schweiß: ein warmer, würziger, schwindelerregend männlicher Geruch. Ich brauchte einen Augenblick, um mich zu fassen. »Wie sieht es mit dem Schaden aus?«, stieß ich hervor.

»Falls es keine Sintflut gibt, sollte die Plane vorerst dichthalten. Leider sind heftige Regenfälle um diese Jahreszeit nicht ausgeschlossen. Aber ich glaube, den Schaden am Schornstein kann ich nicht allein reparieren. Da sollten Sie jemand vom Festland rufen.«

»Kennen Sie einen Handwerker?«

Er nickte. »Soll ich mich darum kümmern? Ihnen einen Dachdecker besorgen? Das wäre kein Problem.«

Seine Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit beeindruckten mich. »Ich wäre Ihnen sehr dankbar.«

»Geht in Ordnung.«

»Möchten Sie einen Tee?«

»Kaffee?«

»Tut mir leid, ich habe keinen.«

»Ich dachte immer, alle Schriftsteller würden Kaffee trinken. Und Scotch.« Er lächelte. Er hatte ein wunderbares Lächeln, sinnlich und wissend, und in mir regte sich Begehren. Zum Glück werde ich nicht so schnell rot.

»Ich trinke weder das eine noch das andere«, sagte ich lachend. »Ich muss wohl mal Kaffee besorgen.«

»Tee ist wunderbar. Julian klettert gerade auf den Baum, ich hoffe, das ist okay.«

»Natürlich. Solange es nicht zu gefährlich ist.«

»Die unteren Äste sind in Ordnung. Solange wir nicht ei-

nen Sturm wie den letzten bekommen, wird der Baum noch dastehen, wenn wir längst tot und begraben sind. Außerdem ist Julian wie ein Affe. Er kann überall klettern.«

Er folgte mir in die Küche, und ich schaltete den Wasserkocher ein. »Julians Mutter ...«, setzte ich an.

»Möchten Sie die Geschichte hören?«

»Ich wollte nicht neugierig sein.«

»Schon gut. Ich habe keine Ahnung, wo sie ist. Sie ist verschwunden, bevor er zwei wurde. Hat einen anderen Mann kennengelernt und ist mit ihm als Rucksacktouristin durch die Welt gezogen. Muttersein war nichts für sie.«

»Das muss sehr traurig gewesen sein.«

»Ich habe mich ganz auf Julian konzentriert. Er hat monatelang jede Nacht geweint ...« Er verstummte, und ich bemerkte, dass seine Augen verdächtig schimmerten, also drängte ich nicht weiter. Dann fasste er sich wieder. »Aber das ist sechs Jahre her, und wir sind jetzt wirklich glücklich. Nur darauf kommt es an. Sie meldet sich ab und zu bei mir, wollte uns aber nie wiedersehen. Und das ist mir recht.«

Ich konzentrierte mich auf den Tee und fragte mich, ob ich gegen die Regeln der Höflichkeit verstoßen hatte. Dennoch war ich neugierig. Er faszinierte mich. Wenn ich mit ihm zusammen war, verspürte ich diese ganz tiefen, archaischen Gefühle, die ich seit der Trennung von Cameron unterdrückt hatte. »Ich frage mich, weshalb das Muttersein nichts für sie war. Ich meine, wenn sie sich für ein Kind entschieden hatte und ...«

»Das hatte sie nicht. Ich habe es für sie entschieden. Julian war nicht geplant und ... Ich habe sie überredet, das Baby zu behalten.« Er wurde sehr still.

»Nun ja.« Mehr fiel mir nicht ein.

»Ich liebe Kinder. *Ich hätte gerne mehr gehabt.* Ich war selbst ein Einzelkind, das sollte Julian nicht auch passieren. Aber dann war sie weg.«

Ich hätte gerne mehr gehabt. Irgendwie war ich froh, dass er das gesagt hatte. Denn es erinnerte mich daran, dass ich auf keinen Fall eine Beziehung mit Joe anfangen durfte, so nett und attraktiv er auch sein mochte. Das würde ich mir nicht noch einmal antun.

»Das hier muss ein wunderbarer Ort sein, um ein Kind großzuziehen«, sagte ich leichthin.

»Ist es auch. Meine Eltern wohnen hier auf der Insel. Sie haben eine Farm unten im Süden. Wir leben in einem umgebauten Schuppen und sind glücklich damit. Ich habe meine Doktorarbeit fast fertig, danach wird es vielleicht anders. Dann ist das Geld nicht mehr so knapp.«

Ich reichte ihm seinen Tee, und er lehnte sich gegen die Küchenbank und trank vorsichtig. Ich betrachtete ihn einen Moment, sah die Sorgenfalten auf seiner Stirn, die Anspannung in seinen Schultern. Und dann sagte ich: »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich bleibe zwei Monate hier und möchte, dass Sie jede Woche ein paar Tage für mich arbeiten.«

»Und was genau?«

»Besorgungen machen. Sich um das Dach und den Schornstein kümmern. Auf dem Festland für mich einkaufen. Ich habe meinen Abgabetermin so weit überzogen ... Ich darf keinen Fuß von dieser Insel setzen.« Denn dann würde die reale Welt wieder auf mich einstürmen und mich erdrücken.

»Ich zahle gut.«

Er stellte seine Tasse ab und breitete die Hände aus. »Gut. Ich bin einverstanden und sehr, sehr dankbar.«

Julian knallte die Fliegentür hinter sich zu und rief: »Daddy?«

»Hier drinnen, Kumpel.«

Der Junge kam schüchtern herein. Er streckte die Hand aus, in der er einen Gecko hielt. Ich versuchte, nicht zurückzuweichen.

»Er ist wunderschön«, sagte Joe und kniete sich hin, um die

Eidechse zu betrachten. Ihr kleines Herz schlug deutlich sichtbar unter der samtene Haut. »Aber du solltest ihn besser zurückbringen. Vermutlich möchte er zu seinem Vater.«

Julian lief hinaus und schlug wieder die Tür hinter sich zu.
»Entschuldigung.«

»Schon gut, hinter mir knallt sie auch immer zu.«

»Gut, dann beginne ich im Wohnzimmer und entferne schon mal den Putz von der Kaminwand. Das spart Ihnen Zeit und Geld, wenn der Dachdecker kommt. Darf ich die Möbel beiseiteräumen?«

»Ja, danke.«

Er nahm seine Teetasse und verließ die Küche, wobei ich seinen wohlgeformten Rücken betrachten konnte. Dann sagte ich mir noch einmal, dass er nichts für mich war und schaltete meine Phantasie ab, die schon Geschichten über ihn und mich erdachte. Er war nichts für mich und ich nichts für ihn.

*

Zu Hause in Sydney freute ich mich immer auf den Abend, wenn mich der Arbeitstag aus seinen Klauen ließ und ich nichts mehr von mir herschieben oder mich ums Schreiben sorgen musste. Ich konnte ein paar Stunden fernsehen und meine Probleme vergessen. Doch hier gab es keinen Fernseher, und nachdem ich mir Fertignudeln zum Abendessen gemacht hatte, saß ich am Esstisch und starrte ins Leere. Was nun? Ich hatte nichts zu lesen mitgebracht außer meinem unbefriedigenden Manuskript. Ich hatte keinen Internetzugang und konnte somit keine Lesermeinungen zu meinen Büchern studieren und mich aufregen, wenn sie den Leuten nicht gefielen. Ich hatte alle Spiele von meinem Handy gelöscht, nachdem ich festgestellt hatte, dass ich mich mehr damit beschäftigte als mit meinem Roman. Ich fühlte mich ruhelos und leer.

In der Ferne grollte Donner. Ich trat auf die Veranda und schaute zum Himmel empor. Dicke, graue Gewitterwolken zogen herauf, es roch nach Ozon und kalten Regentropfen, die die feuchte Hitze des Tages vertreiben würden. Doch ich hatte ein Loch im Dach, und selbst mit der Plane würde es vermutlich hineinregnen.

Ich konnte nichts dagegen tun. Das Wasser war schon bis ins Wohnzimmer vorgedrungen und hatte seinen säuerlichen Schatten hinterlassen. Also würde ich mich in der entlegens-ten Ecke des Hauses verkriechen und die ganze Nacht nicht mehr daran denken. Ich duschte kalt und ging früh ins Schlaf-zimmer, um dem Gewitter zu lauschen. Erst als ich meine Jeans zusammenfaltete und über die Messingstange am Fuß-ende hängte, knisterte etwas in der Gesäßtasche. Eleanors Kindertagebuch. Ich holte den dünnen Stapel Blätter heraus, kuschelte mich in die weiche Baumwollbettwäsche, drückte mir ein Kissen in den Rücken und begann zu lesen.